

Der Satellit  
erscheint Montag,  
Mittwoch und  
Freitag.

# Der Satellit.

Der Satellit u. Kron-  
städter Zeitung kostet  
halbjährig 5 fl. mit  
Post 6, ins Ausland  
6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 16.

Montag, den 8. Februar.

1858.

## Der Kapellmeister.

Novelle, mitgetheilt von Karl Teschner.

(Fortsetzung.)

Am Ufer des Sees im Park hinwandelnd, entdeckte Heinrich die Gondel, auf welcher die herrschaftliche Familie öfters Lustfahrten zu machen pflegte. Die Ruder lagen darin. Er stieg hinein und schiffte nach dem Schlosse hinüber, ängstlich bemüht, jedes auffallende Geräusch zu vermeiden. Sein Herz pochte stark, als er sich dem Ufer näherte, und da das Boot trotz seiner Vorsicht etwas anstieß, fuhr er, wie ein Verbrecher, heftig zusammen. Mehrere Augenblicke lauschte er, ob sich irgendwo etwas regte oder ein Fenster öffnete. Ueberall waltete tiefe Stille; alle Fenster, auch die der Baronin, welche den rechten Flügel bewohnte, waren dunkel. Nur Louise hatte Licht. Heinrich konnte ihre harrende Gestalt am Fenster sehen. Dieser Anblick machte ihn kühn.

Das Glück winkt dem Wagenden! sprach er bei sich selbst, stieg aus und kletterte vorsichtig an der haldbrechenden Leiter des berankten Spaliers empor. Louise öffnete bebend das Fenster; er schwang sich hinein: mit Kuß und Umarmung feierten die Liebenden des Wiedersehens Freude.

Zwei Personen hatten indessen Heinrich bemerkt. Die erste war der Jäger Mannhardt, welcher auf der Lauer lag und, um den Verhafteten sicherer zu fassen und das Aussehen vollständiger zu machen, ihn ruhig einsteigen ließ. Die zweite Person war die Baronin, welche hinter dem dunklen Fenster lauschte und Heinrich eben durch ihren leisen Zuruf warnen wollte, als sie den wie eine Katze ans Haus geduckten Jäger bemerkte und nun genöthigt war, zu schweigen, um sich nicht bloßzustellen. Sie war ganz zufällig im Geheimen Zeuge der Unterredung gewesen, die ihr Gemahl gegen Abend mit dem Jäger gehabt hatte, und da sie Heinrich noch immer hochschätzte, so wachte sie, um ihn bei seinem Erscheinen sogleich zu warnen. Ihre Angst stieg, als sie ihren Gemahl noch spät Abends unruhig auf und abgehen hörte, während er sich sonst bald nach neun Uhr zur Ruhe begab. Aengstlich harrete sie an dem aus Vorsicht verdunkelten Fenster ihres Schlafzimmers, und als sie, wie erwähnt, sich durch die Gegenwart des Jägers die Möglichkeit abgeschnitten sah, zu rufen, so

beschloß sie, in Louisons Zimmer zu eilen und Heinrich auf einem andern Weg zu retten.

Mittlerweile hatte sie ihren Gemahl die Treppe hinabgehen hören, und Mannhardt war in die Gondel gestiegen, um sie von Heinrichs Landungsplätze wegzuführen und dem kranken Abenteuerer so den Rückweg abzuschneiden. Dann wollte er den Baron rufen, um ihn beim Wiedererscheinen Heinrichs Zeuge sein zu lassen.

Als er in der Gondel leise am Ufer hinsuhr, kam mit behutsamem Schritt der Baron daher gegangen, das geladene Gewehr in der Hand haltend. Die Nacht war dunkel und Niemand zu erkennen. Aber der Baron hörte den Ruderschlag und war überzeugt, daß es Heinrich sei, der sich nahe oder vielleicht gar sein Kind entführen wolle. Sein Jähzorn übermannte ihn. Er legte sein Gewehr an und schoss nach der dunklen Gestalt; vielleicht wollte er nur schrecken oder höchstens verwunden. An diesem Schrei erkannte der erschrockene Baron seinen Jäger und zog sich still ins Schloß zurück.

Ehe noch der Schuß fiel, war die Baronin in die Nähe von Louisons Gemach gekommen. Die Thüre war verschlossen.

Um Gotteswillen! öffnet! rief die Baronin halblaut und pochte.

Die Liebenden glaubten sich verrathen. Heinrich drückte einen flüchtigen Kuß auf der Geliebten Mund, schwang sich hastig zum Fenster hinaus und kletterte gewandt, von Zeit zu Zeit lauschend, am schwankenden Spalier hinab.

Louise löschte das Licht und öffnete dann erst die Thüre.

Wo ist er? Es ist Alles entdeckt! sprach die Baronin angstvoll.

In diesem Augenblicke fiel der Schuß. Mit einem Schreckensrufe stürzten beide Damen ans Fenster. Heinrich hatte noch nicht ganz den Boden erreicht. Er erschrock und hielt einen Augenblick an, aber da nach dem Schrei Alles wieder still ward, so erreichte er mit einem Sprunge die ebene Erde und tappte auf den Fußspitzen nach der Stelle hin, wo er die Gondel verlassen, um nur erst diesen sichern Post wieder zu erreichen. Die Gondel war fort. Höchst beklommen ging er am Ufer hin, um einen andern Fluchtweg zu finden.

Da traf er auf die Gondel, die von selbst ans Ufer getrieben war. Er stieg froh hinein und wollte nach dem Ruder

greifen. Da erfaßte seine Hand einen regungslosen, blutüberströmten menschlichen Körper. Entsetzt verließ er den Rachen wieder.

In diesem Momente erschienen, durch den Schuß und den Schrei herbeigeloct, der Gutswächter und ein Knecht mit einer Laterne, Heinrichs Gestalt ward grell beleuchtet. Er warf sich ins Wasser, um den See zu durchschwimmen. Aber die Verfolger sahen den blutenden Leichnam im Rahne. Sie schrieten: „Mörder!“ und hatten mit Hilfe des Rahnes den durch Schrecken gelähmten Schwimmer in wenigen Augenblicken eingeholt. An den braunen Locken schleifte ihn der Knecht ans Ufer. Da lehnte an der Wand des Jägers Gewehr, das er dahin gestellt, als er die Gondel wegführte.

Er ist Mannhardts Mörder! Mit diesem Gewehr hat er ihn erschossen! An seinem Rock ist Blut! schrieten die Gutleute und rissen Heinrich mit sich fort in den Hof, wo alsbald durch das Herbeilaufen aller Knechte und Mägde ein großer Tumult entstand. Des Jägers Leiche ward herbeigetragen.

Er hat ihn gemordet! Bindet den Mörder! Führt ihn ins Verließ! riefen Alle durcheinander.

Heinrich ward festgebunden.

Louise und die Baronin waren am Fenster Zeugen des Entsetzlichen gewesen. Mutter und Tochter rangen in gleichem Gefühl verzweifelt die Hände. Als aber Heinrich als Mörder weggeführt ward, da hielt sich die Baronin nicht mehr und eilte nach dem Zimmer ihres Gemahls. Dieser, der durch den Tumult im Hofe in Unruhe versetzt worden war, wollte eben das Zimmer verlassen, als ihm zu seinem Erstaunen die Baronin vollständig angekleidet entgegentrat.

Er ist unschuldig; ich habe Alles gesehen! Rette ihn! sprach sie athemlos.

Schweig! raunte ihr der Baron zu und faßte sie so heftig am Arme, daß sie vor Schmerz stöhnte. Schweig, fuhr er fort, und wage nicht dein Zimmer zu verlassen, oder ich erdroßle dich!

Er führte sie selbst in ihr Zimmer und schloß es.

Verflucht! das eigene Weib klagt mich an! murmelte er und näherte sich der Treppe.

Der Gutswächter kam, um Meldung zu machen.

Bringt den Menschen fort — ich mag Nichts mit ihm zu schaffen haben, sagte rauh der Baron und ging in sein Gemach zurück.

Heinrich ward ins Dorfverließ geschleppt. Unter schweren Mißhandlungen stießen ihn die Knechte hinein. Der Büttel des Barons schloß die Thüre. Noch in derselben Nacht ging durch das ganze Dorf die Schreckenskunde, Heinrich habe bei dem Fräulein einbrechen wollen, sei von Mannhardt überrascht worden und habe Diesen erschossen.

(Fortsetzung folgt.)

### Ein Wort über Erwerbsvereine \*).

Um Erwerbsvereine arbeiten zu sehen, müssen wir über den Rhein oder über die Nordsee blicken. Bis vor zwei Jahren hatte die englische Genossenschaftsbewegung, deren Ursprung in das dritte und vierte Jahrzehnt dieses Jahrhunderts zurückreicht, ihr eigenes Blatt, das seitdem indessen eingegangen ist, ebenso wie man auch die Versuche einer Zusammenfassung der einzelnen Genossenschaften seit 1854 nicht wieder erneuert hat. Daher kommt es, daß in England so ein Ding wie die Genossenschaftsbewegung fast in keinem Gespräche, auf keiner Zeitungsspalte mehr erscheint. Desto sicherer aber schreitet die Bewegung im Stillen durch ihre eigene Nothwendigkeit fort. Die Zahl der ihr zu zurechnenden Vereine ist im unaufhörlichen Wachsen. Wenn es 1854 unter 250 gewerblichen Genossenschaften 50 zu förmlichen Erwerbszwecken mit je 50 bis 3000 Mitgliedern und je 1000 bis 60,000 Pfund Sterling die einzelne gab, so ist nach Huberts Schätzung die Zahl jetzt 300.

Allen voran gedeihen die tapferen „Pioniere von Rochdale,“ die ihren anspruchsvollen Namen durch die That sich zu verdienen suchen. Sie wollten 1844 bei einer Arbeitseinstellung von Flanellwebern den Knoten durch die Begründung einer eigenen Fabrik auf gemeinschaftliche Rechnung und Gefahr lösen; allein es fehlte ihnen dermaßen an Kapital und Kredit, daß sie sich begnügen mußten, einen Verein für wohlfeilen Hausbedarf auf die Beine zu bringen. Dieser Gedanke hat sie das furchtbare Nothjahr 1847 glücklicher als die meisten ihrer Brüder bestehen lassen. Rasch aber hat er nach dieser ersten harten Probe größere Umrisse angenommen, denn die Gesellschaft besitzt jetzt außer ihrem noch bestehenden Vorrathshaus, Mühle, Schlachtere, Tuchhandlung, Schusters- und Schneiderwerkstätte, Holzschuhmacherei und Waarenlager zum Großverkauf. Ihr Absatz betrug im vorigen Jahre 63,198 Pfd. St. anstatt 30,000 Pfd. St., im Jahre 1854, und der Reingewinn war 3921 Pfd. St. Das Vermögen hat seit 1854 um 1888 Pfd. St. zugenommen; der Mitglieder sind 1900 aus 911 geworden. In diesem Jahre ist noch eine Tuch- und Baumwollweberei dazu eröffnet. Die Pioniere von Rochdale besitzen ihre eigenen Lese- und Gesellschaftsräume, 1500 Bände Büchersammlung, und werfen vom Reingewinn bestimmt nicht zu kleine Summen für Unterrichtszwecke aus.

In Deutschland beschränken sich die bisher angestellten Versuche zu gemeinschaftlichem Erwerb auf die einfachsten Formen. Möbel- oder Schuh-Magazine sind ihr ältester Zweig, sie haben sich meist an die Zunftgruppen angeschlossen. Nicht von den Zünften ausgegangen sind die Vereine zum gemeinschaftlichen Einkauf der Rohstoffe, die vor Allen den Schuhmachern, nächst dem auch Schneidern und Tischlern gelegen kommen. Der kleine Handwerker ist fast durchgehends ein Mann ohne Kredit. Wenn er Schuhe macht, so ist tausend gegen eins zu wetten, daß er seinem Lohgerber tief in der Kreide sitzt, und deswegen mit solchem Leder zufrieden sein muß, wie der Lohgerber ihm zuschickt. Wen er bedient, den drückt dafür oder plagt vor der Zeit der Schuh. Dem

\*) Aus „Der Handwerker auf der Zeiteinschneide“ von August Lamers, in Nr. 14. von „Westermanns illustrierte deutsche Monatshefte.“

Schuster  
daß er  
dem Lo  
Das er  
durch di  
schaftlich  
über ein  
Arbeiter  
zu liefer  
was ma  
zu mäßig  
fahrendü  
den näch  
Niemand  
denn er  
baar. S  
ohne übe  
preiswür  
wahr ist,  
Zu  
der „We  
gegeben.  
dies, wel  
Rechnung  
kann in d  
hat: den  
sagen. S  
lungsfreie  
schlechter  
zigen Gef  
richtlich  
eine Ver  
die Gefab  
nimmt.

Zunft

Zwo  
dem Begr  
Der  
Menschen  
ziehet, oder  
keiner Nach  
liche ist, de  
schon in v  
Durchsegu  
desselben  
weil sehr  
Gang  
und Freibe  
Despotism  
Lehrfreiheit,

Schuster und seinen Kunden kann nur dadurch geholfen werden, daß er Kapital oder Kredit genug in die Hände bekommt, um mit dem Lohgerber auf dem Fuße der Gleichheit zu unterhandeln. Das erreicht er zugleich mit Hunderten in der nämlichen Frage durch die Genossenschaft, welche nach den Grundsätzen der gesellschaftlichen Wahrscheinlichkeitsrechnung alsbald dem Kapital gegenüber ein geeigneter Empfänger von Kredit wird. Hundert arme Arbeiter brauchen sich nur gehörig zu vereinigen, um den Beweis zu liefern, daß in wirtschaftlichen Dingen hundertmal Null Etwas macht. Nun leihen sie, so oft ein Ledermarkt ins Land rückt, zu mäßigen Zinsen eine Summe Geldes auf; sie schicken den erfahrendsten Lederkennner aus ihrer Mitte damit aus, daß er für den nächsten Zeitraum ihrer Berufstätigkeit Stoff einkauft; und Niemand ist auf dem Ledermarkt ein beliebterer Käufer als er, denn er nimmt viel und von allen Sorten, und er bezahlt Alles baar. Seine Genossen aber verfügen von diesem Augenblick an, ohne über Nacht Kapitalisten geworden zu sein, über reichlichen, preiswürdigen und guten Rohstoff. Was von den Schuhmachern wahr ist, das ist schwerlich falsch von Bäckern und Schneidern.

Zu einer andern Art von Vereinigung hat der jetzige Leiter der „Weimarer Zeitung“, Prof. Karl Biedermann, das Zeichen gegeben. Sie richtet sich gegen die Verwirrung desjenigen Kredits, welchen die Handwerker geben. Das Uebel der langen Rechnungen soll sie bekämpfen. Vereinigung mit Leidensgefährten kann in diesem Fall den Muth ersetzen, den der Einzelne selten hat: den Muth, einem eingewurzelten Unrecht die Geduld aufzusagen. So verabreden die Handwerker sich erst zu kürzeren Zahlungsräumen als der herkömmlichen, theilen sich dann die Namen schlechter Zahler zur Warnung mit, übertragen ferner einem einzigen Geschäftsführer die Sorge, für sie alle fällige Posten gerichtlich einzutreiben; und werden vielleicht damit endigen, daß sie eine Versicherungsgesellschaft stiften, welchen gegen feste Prämien die Gefahr uneintreiblicher Geschäftsausstände auf ihre Rassen nimmt.

### Zunftzwang und Gewerbefreiheit im Lichte der Gegenwart.

Von Karl Ritter v. M. . .

(Fortsetzung)

Zwang und Freiheit! — Wem sollte der Gegensatz bei dem Begriffe nicht sofort in die Augen springen?

Der Freiheit — dem natürlichen normalen Zustand des Menschen und alles dessen was sich auf seine Persönlichkeit bezieht, oder ein Ausfluß derselben ist, — jenem Rechte, welches keiner Nachweisung bedarf; — ist die Unfreiheit, oder was das Nämliche ist, der Zwang entgegengesetzt. — Es liegt daher im Zwange schon in vorhinein ein Unrecht, weshalb er, sobald nicht bloß zur Durchsetzung des Rechtes, oder zum Schutze und zur Wahrung desselben angewendet, nur in Utilitätsgründen eine dürftige — weil sehr ausnahmsweise, Rechtfertigung findet.

Ganz so wie sich die Begriffe von Unfreiheit oder Zwang und Freiheit zu einander verhalten, verhält sich der Begriff des Despotismus zu jenem des Liberalismus, des Lehrzwanges zur Lehrfreiheit, des Censurwesens zur Pressfreiheit, des Monopols zum

Freihandel, der Unvernunft zur Vernunft und des Zunftzwanges zur Gewerbefreiheit u. s. f.

Wir zweifeln, daß es in unserem Kronstadt irgend einen aufgeklärten Industriellen gäbe, der die Wahrheit und Bedeutung dieser Gleichung nicht verstehen sollte; der nicht schon längst begriffen hätte, daß der Despotismus, in welcher Gestalt und Richtung er nun immer auftreten mag, wo nicht zum Rückschritt, so doch zu einem beklagenswerthen Stillstand — zu einer bürgerlichen Entartung; Lehrzwang und Censurwesen zur Verdummung, oder mindestens zur geistigen Verkörperung; das Monopol zur relativen Verarmung; die Unvernunft zur Thorheit führe, und können nicht begreifen, wie so viele, mitunter aufgeklärte Gewerbeleute, und mit ihnen auch manche Andere, in dem Verhältnisse des Zunftzwanges zur Gewerbefreiheit das Entgegengesetzte suchen und gefunden zu haben vermeinen.

Die politische Freiheit ist nicht den Machthabern, die Lehrfreiheit nicht den Dozenten; die Pressfreiheit nicht den Autoren und Buchverlegern; die Handelsfreiheit nicht den Kaufleuten zu Liebe gegeben, obwohl die Freiheit als solche unstreitig auch diesen Branchen zu Gute kommt. All' diese Freiheiten sind auf das Allgemeine — auf die Gesamtheit — berechnet. Nur insofern haben sie Sinn und Werth — sind wahre Freiheiten, während sie sonst nur drückende Monopole wären. —

Ganz so verhält es sich mit der Gewerbefreiheit.

Mag übrigens das Zunftwesen immerhin zur besseren Entwicklung der Gewerbe. — zu ihrer Vervollkommenung beigetragen, den Konsumenten gegen Nachwerke geschützt haben; diese Zeiten sind nun einmal vorüber. Wasserdampf und Elektromagnetismus, das Maschinen- und schwinghafte Fabrikwesen, der freie Handel mit Fabrikaten, haben, mit der Konkurrenz die sie hervorgerufen, den Phalanx der Zunfte gesprengt. Sie haben in das — allerdings ehrwürdige — Gebäude des Zunstinstitutes ein Loch gerissen, das nun und nimmermehr auszuflicken ist und mit einer Nothwendigkeit, der weder Regierende noch Regierte widerstehen können, zu einem gänzlichen Neubau hingedrängt.

Damit aber ein neues Gebäude auf dem Plage des alten entstehe, muß das alte Materiale hinweggeräumt werden. Soll der Neubau nicht die Form des alten Baues annehmen, dürfen nicht einmal die alten Grundfesten stehen gelassen werden, denn Form und Wesen sind so enge miteinander verbunden, daß sich in die beibehaltene Form nur zu leicht das alte Wesen einschleicht.

Ein solcher Neubau, nach Beseitigung des alten, ist ohne Widerrede Sache der Staatsgewalt, in deren Pflicht es liegt, immer nur die Gesamtheit im Auge behaltend, alles aus dem Wege zu räumen, was der vernünftig naturgemäßen Entwicklung des Ganzen, in einer oder der andern Richtung, hemmend im Wege steht.

Für uns alle ist das nächste legislative Schicksal unseres vaterländischen Gewerbewesens verborgen, und all' unser Reden und Schreiben, für und wider die Sache, wird dieses Schicksal nicht bestimmen. Wir werden, was geschehen wird, hinnehmen, wie so manches Andere, und es wird so gut sein müssen, wie es eben sein wird.

Alein, die Staatsgewalt ist auf Recht gebaut. Vom Rechte

getragen, muß sie vor allem Andern was Rechtes ist wahrnehmen. Sie ist befugt, Einschränkungen des natürlichen Rechtes eintreten, oder bereits vorhandene bestehen zu lassen, so lange dadurch das Recht, als solches, in seiner vernünftig heiligen Idee nicht verletzt wird. Solche Verletzung trätte aber ein, wenn durch Beschränkung irgend eines, dem Menschen angeborenen Rechtes, wie z. B. des Rechtes der Arbeit und des freien, redlichen Erwerbes, das Beste der Mehrzahl nicht befördert, oder wenn dessen Förderung auch nur zweifelhaft erscheinen würde.

Daß durch den Zwang der Gegenwart oder das allgemeine gute, noch das specielle Beste der Gewerbetreibenden befördert wird, darüber mögen uns Geschichte und Statistik Aufklärung geben.

Vorläufig wollen wir die, freilich nur juristische Ueberzeugung, festhalten, daß der Zwang im Principe ein Unrecht sei, indem er, von der Masse der Konsumenten als Zwang gefühlt, vom Volksgeiste und dem Geiste der Geschichte schon längst verdammt, bloß den Zünften als solchen, Vorrechte gewährt, jede Bevorrechtung aber, wenn sie nicht aus dem Rechte (das Wort in seiner strengsten Interpretation — mithin das sogenannte historische Recht ausgeschlossen,) selbst entspringt — Unrecht ist.

Das Recht ist ein allgemeines Gut und an dem Rechte zur Arbeit und zum rechtlichen Verdienste soll ein Jeder Theil nehmen können, wann und wo es ihm beliebt, sobald es nur immer ohne Verletzung öffentlicher Rücksichten geschehen kann.

Im Zwange liegt ein Monopol. Der Konsument wird, wenn auch nur indirekt, genöthiget, seine Bestellungen bei sogenannten Meistern zu machen, während ihm so mancher, ebenfalls nur sogenannte, Pfluscher, oft bessere und billigere Arbeit liefern würde.

Man wende nicht ein: das Zunftwesen könne auch ohne den lästigen Zwang bestehen. Eine solche Einwendung taugt zu nichts. Wir haben bereits bemerkt, daß Zünfte ohne Zwang wesenlose Dinge sind. Mit dem Zwang fallen faktisch auch die Zünfte. Sie sind dann nur mehr ein unnützer Ballast, der, je eher, über Bord geworfen werden muß. (Fortf. folgt)

### Correspondenz.

Hermannstadt, 21. Jänner. (In Sachen eines „Zibiners“ in der Wiener „Presse“, der Hermannstädter „Grillen“, Grafen Almaviva's, unseres „Corps de ballet“ und sonstiger Theaterzustände. (Fortsetzung.)

War Hr. Lipka wirklich nicht in der Lage, zu singen oder wollte er es nicht, so hätte er aus, dem Publikum und der Direktion schuldiger Rücksicht wenigstens einige Stunden vor Beginn der Vorstellung die diesbezügliche Meldung machen sollen. Herr Castelli, unwohl, wurde aus dem Bette seiner Wohnung geholt, übernahm in dieser Eile ohne Probe und Vorbereitung den Part Severs, spielte und sang mit solcher Routine und Accurateffe, daß ihn das Publikum mit Hervorruf und Beifall auszeich-

nete. Was sagen Sie nun Herr „Zibiner“ zu solchen altersgrauen Almaviva's? — Hätte Hr. Castelli bei seinem ersten Auftreten in Rossini's „Barbier von Sevilla,“ als ihm am Schlusse der ersten Arie ein Ton versagte, einige etwas vorlaute Opponenten mit Schweigen übergangen, statt ihnen mit einer vielfach geäußerten Ansprache entgegenzutreten, er hätte besser gethan. Hr. Castelli ist ein tüchtig geschulter und musikalischer Sänger, ein ganz durchgebildeter Schauspieler und besitzt seine edle Stimme auch nicht mehr jene marktschütternde Gewalt, wie man sie heutzutage bei Tenoren zu suchen pflegt, aber gar selten findet, so wird derselbe doch stets den Anforderungen des Publikums nach Kräften nachzukommen bemüht sein. Besaß doch der unter Hrn. Kreibig's Direktion engagirte Tenorist Hr. v. Sabagky mehr Schule und Spiel, als Stimme und das Publikum, wie die Kritik war mit ihm zufrieden. Warum sollte das nicht bei Hrn. Castelli, gebildet in der trefflichen Schule des verstorbenen Meisters Tomasek in Prag und ausgezeichnet in Prag, Brünn, Lemberg, Graz und selbst Wien der Fall sein können? — Herr Castelli ist eigentlich Heldentenor, was sich an ihm schon früher und anderwärts in „Robert,“ „Lucia,“ „Hugenotten“ bewährte und ist seine Stimme ein wirklicher Brusttenor, ohne den widerlichen gequetschten Gaumenansatz oder schrillenden Reblenton Anderer. — Ein zweites Mißgeschick bei dieser am 16. Jänner stattgefundenen Reprise der „Norma“ traf die Direktion, daß ein Theil der Choristen fehlte und nur zwei kaum hörbare Tenorstimmen den Männerchor vertraten. Herr Kapellmeister Wawra hatte alle Geistesgegenwart nothwendig, um die Oper durchzuführen, was ihm auch mit der ihm eigenen Energie und Umsicht gelang. — Bei der ersten Aufführung „Norma's“ hatte eine jugendliche Sängerin Fr. Jerta als Abalgisa ihr erstes Debüt und wurde von dem gedrängt vollen Hause bei ihrem etwas schüchternen ersten Auftreten freundlich begrüßt. Fr. Jerta aus einer vorzüglichen Wienerschule hervorgegangen, besitzt eine klangvolle, schöne Koloraturstimme, sehr deutliche Tertsprache, netten Vortrag und eine einnehmende Gestalt. Als Anfängerin hat sie mit ihrer ersten Leistung sehr überrascht und erfreute sich des lebhaftesten Beifalls. Fr. Emmel (Norma) entsaltete einen so reichen Schatz ihres Stimmfundes und Gesanges, daß ihr der reichlichste Applaus zu Theil wurde. Hr. Lipka (Sever) war bei dieser ersten „Norma“-Vorstellung gut disponirt. Doch erscheint uns sein Spiel in solchen Rollen zu wenig feurig und kräftig. So jugendlich frisch seine Stimme klingt, hat sie doch etwas von jenem gequetschten Gaumenansatz und braucht Herr Lipka noch Manches zu seiner vollständigen Ausbildung, um in die Lage gesetzt zu sein, in rascher Aufeinanderfolge Parthien einzustudieren und vorzuführen, aus welchem Grunde auch, wie wir vernahmen, die Direktion Hrn. Castelli zur Verstärkung der Oper berief, damit zugleich die vielen Opern, welche bisher unbenützt im Pulte lagen, zur Aufführung gelangen können. —

(Schluß folgt.)

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.